

# AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.



## DREI LEBEN FÜR DAS THEATER

Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ für Fritz Wisten

# IMPRESSUM

---

## Aktives Museum

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14

10785 Berlin

Tel. +49(0)30-263 9890 39

Fax +49(0)30-263 9890 60

info@aktives-museum.de

www.aktives-museum.de

## Vorstand

Dr. Christine Fischer-Defoy Vorsitzende

Robert Bauer stellvertr. Vorsitzender

Christine Kühnl-Sager stellvertr. Vorsitzende

Ursula Büchau

Marion Goers

Dr. Matthias Haß

Dr. des. Gerd Kühling

Angelika Meyer

Monica Puginier

## Geschäftsführer

Kaspar Nürnberg

## Redaktion

Kaspar Nürnberg

## Konzept und Gestaltung

Lehmann & Werder Museumsmedien

in Kooperation mit Elke Lauströer, Grafik Design

## Druck

Druckerei Gottschalk

## Neue Mitglieder sind willkommen!

Jahresbeitrag Einzelmitglied:

55,00 Euro, ermäßigt 27,50 Euro

Jahresbeitrag Vereinigungen:

165,00 Euro, ermäßigt 82,50 Euro

## Spendenkonto

Berliner Sparkasse

BLZ 10050000

Konto Nr. 610012282

IBAN: DE87 1005 0000 0610 0122 82

BIC: BELADEBEXXX

## Bildrechtenachweis

Titel Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow

S. 2 Christine Kühnl-Sager, Berlin

S. 3 Christine Fischer-Defoy, Berlin

S. 4 Marion Goers, Berlin

S. 5 Yad Vashem, Jerusalem

S. 6 Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow

S. 8 Sophia Schmitz, Berlin

S. 10 Marion Goers, Berlin

S. 18 Sören Marotz, Berlin

S. 20 Quelle: Deutsche Kinemathek, Berlin

## INHALT

---

- 2 Editorial**  
Christine Fischer-Defoy
  
- 4 Mod Helmy – ein stiller Held.**  
**Laudatio anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 4. Juli 2014 in der Krefelder Straße 7**  
Igal Avidan
  
- 6 Fritz Wisten – Drei Leben für das Theater.**  
**Laudatio anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 24. Juni 2014 im Waldsängerpfad 3**  
Wolfgang Trautwein
  
- 8 Zwei Stolpersteine für den jüdischen Jazzmusiker Efim Schachmeister und dessen Vater Schevel**  
Sophia Schmitz
  
- 10 Zwei Stolpersteine für David und Helene Reich in der Güntzelstraße 53**  
Christine Fischer-Defoy
  
- 12 Die Unrechtsjustiz des „Volksgerichtshofs“.**  
**Ansprache bei der Einweihung einer Informationstafel am 1. August 2014 an der Potsdamer Straße 7**  
Johannes Tuchel
  
- 14 Fünf Touren durch Berlin: Zwangsarbeit.**  
**Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt**  
Ewa Czerwiakowski, Thomas Irmer, Cord Pagenstecher und Maximilian von Schoeler
  
- 17 Dokumentartheater als Geschichtsvermittlung.**  
**Das Historikerlabor e.V.**  
Ralf Meindl und Christian Tietz
  
- 19 US-amerikanische Anti-Nazi-Filme.**  
**Beispiele ihrer Synchronisation im deutschen Nachkriegskino**  
Alexander B. Voegelé

## Liebe Mitglieder und Freunde des Aktiven Museums,

das dezentrale Gedenken an Verfolgung und Widerstand in Berlin war seit Gründung unseres Vereins vor 31 Jahren ein wichtiger Baustein unseres Programms. Wurden wir zunächst noch als „Gedenktafelguerilla“ tituliert, weil wir – ohne Genehmigung – Ergänzungsschilder zu Straßennamen hinzufügten oder nach 1989 im Ostteil der Stadt entfernte Gedenktafeln provisorisch wieder erneuerten, so haben wir seit einigen Jahren – mit Genehmigung – eigene dauerhafte Gedenktafeln oder Informationstafeln in der Stadt angebracht, unter anderem für unser Gründungsmitglied Wolfgang Szepansky.

Seit Beginn dieses Jahres hat die Senatskanzlei Kulturelle Angelegenheiten dem Aktiven Museum die organisatorische und inhaltliche Verantwortung für das Programm der „Berliner Gedenktafeln“ übertragen, sicher auch, weil wir in Kooperation mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand die Website „Gedenktafeln in Berlin“ betreiben. Im Laufe des Jahres wurden und werden wir neun Tafeln im Auftrag des Landes Berlin anbringen, unter anderem für die in der NS-Zeit verfolgten Berlinerinnen und Berliner Mod Helmy, Eva Kemlein, Inge Meysel, Meret Oppenheim, Marcel Reich-Ranicki und Fritz Wisten. Eine weitere Tafel wird ab Oktober an den jüdischen Musikerzieher und Dirigenten Julius Stern erinnern. Zwei Tafeln wurden unsererseits ersetzt, darunter eine für den gleichfalls verfolgten Schriftsteller Alfred Döblin. In diesem Rundbrief dokumentieren wir die Laudatio von Wolfgang Trautwein, Archivdirektor der Berliner Akademie der Künste, zu Fritz Wisten und die Laudatio des Journalisten Igal Avidan zu dem Stillen Helden Mod Helmy.

Außerdem dokumentieren wir die Rede von Johannes Tuchel zur Enthüllung der Informationsstele zum „Volksgerichtshof“ am authentischen Ort in der Potsdamer Straße, die wir gemeinsam mit dem Berliner Forum für Geschichte und Gegenwart e.V. im Auftrag der Kulturverwaltung realisierten.



Die historische Informationstafel zum „Gutschow-Keller“ in der Friedrichstraße 234

Bereits am 30. Januar 2014 war die mit dem Bezirksmuseum Kreuzberg-Friedrichshain und der Berliner VVN-BdA gemeinsam erarbeitete Informationstafel zum „Gutschow-Keller“, einer frühen Folterstätte der SA in der Friedrichstraße 234, der Öffentlichkeit übergeben worden. Christine Kühnl-Sager sprach dort bei klirrender Kälte für das Aktive Museum.

Im Kontext des dezentralen Gedenkens stehen auch die Verlegungen von weiteren Stolpersteinen. Sophia Schmitz hat eine Schulklasse bei einem Stolpersteinprojekt für den jüdischen Jazzmusiker Ephraim Schachmeister und dessen Vater begleitet. Zwei Stolpersteine für die in Treblinka ermordeten Eltern von Marcel Reich-Ranicki, David und Helene Reich, die am 6. August vor dem Hauseingang Güntzelstraße 53 verlegt wurden, ergänzen die Gedenktafel für den Literaturkritiker, die am 12. September enthüllt werden wird.

Wieder aufgenommen haben wir in diesem Jahr die Idee von Exkursionen von und mit Mitgliedern und Freunden des Aktiven Museums. So fand am 13. Mai unter Leitung von Michael Roeder, dessen Projekt einer Gedenktafel für einen ermordeten Deserteur wir im letzten Rundbrief dokumentierten, eine Besichtigung des Gedenkortes Murellenschlucht am Olympiastadion statt, wo noch bis in die letzten Kriegswochen 1945 hinein Deserteure erschossen wurden. Stefanie Endlich und Beate Rossié führten am 2. Juli noch einmal über

das Gelände des Flughafens Tempelhof entlang des von ihnen konzipierten und mittlerweile erweiterten, aber noch immer nicht vollständigen Parcours mit Informationstafeln. Eine weitere Exkursion, nämlich nach Oranienburg zur neuen Dauerausstellung in der ehemaligen „Inspektion der Konzentrationslager“ (IKL) als der zentralen SS-Verwaltungs- und Führungsbehörde für die nationalsozialistischen Konzentrationslager, bietet unser Mitglied Dr. Christl Wickert am 25. Oktober an. Eine spezielle Einladung dazu über unseren Emailverteiler folgt dann im Herbst.



*Eröffnung unserer Ausstellung „Letzte Zuflucht Mexiko“ im Gewerkschaftshaus in Wolfsburg am 9. Juli 2014*

Hinzuweisen ist noch auf weitere Präsentationen unserer Wanderausstellungen: „Haymatloz. Exil in der Türkei 1933-1945“ war bis zum 17. August in der alten Synagoge in Celle zu sehen, wo sie am 5. Juni eröffnet wurde. Und: die IG Metall Wolfsburg zeigt in Kooperation mit der dortigen Mexikanisch-Deutschen Gesellschaft noch bis 30. September unsere Ausstellung „Letzte Zuflucht Mexiko“ im Gewerkschaftshaus direkt am Fernbahnhof Wolfsburg, den man von Berlin mit dem ICE in einer Stunde erreicht. Bei der Eröffnung am 9. Juli sprachen der IG Metall-Bevollmächtigte Hartwig Erb sowie Olga Kiehnle in Vertretung der mexikanischen Botschafterin Patricia Espinosa Cantellano aus Berlin. Anschließend wird die Mexiko-Ausstellung voraussichtlich nach Braunschweig weiter wandern.



*Mina Watanabe, Generalsekretärin des „Women’s Active Museum on War and Peace“ (WAM) in Tokio, am 3. Juli 2014 zu Besuch in der Geschäftsstelle des Aktiven Museums*

Ein besonderer Besuch überraschte uns am 3. Juli in der Geschäftsstelle des Aktiven Museums: Frau Mina Watanabe aus Japan ist Generalsekretärin des „Women’s Active Museum on War and Peace“ (WAM) in Tokio, dessen Gründung zum 60. Jahrestag des Kriegsendes 2005 und eben auch dessen Namensgebung auf das Vorbild unseres Berliner Aktiven Museums zurückgeht. Thema des WAM sind die noch immer weitgehend tabuisierten „Comfort Houses“ im pazifischen Raum, in denen Frauen von der Japanischen Besatzungsarmee zur Prostitution gezwungen wurden. Zugleich sammelt und dokumentiert das WAM weltweit Geschichten von Frauen, die in Kriegen Opfer sexueller Gewalt wurden. Auch das WAM arbeitet überwiegend ehrenamtlich mit zwei festen Mitarbeitern und einem kleinen Ausstellungsraum, in dem wechselnde Ausstellungen zu einzelnen Regionen gezeigt werden. Es wird ausschließlich aus Spenden finanziert. So war es eine große Freude, mit Frau Watanabe Erfahrungen und Probleme bürgerschaftlichen Engagements miteinander auszutauschen.

Allen Mitgliedern und Freunden des Aktiven Museums wünsche ich weiterhin einen sonnigen und erholsamen Sommer.

*Christine Fischer-Defoy*

## MOD HELMY – EIN STILLER HELD

Laudatio anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 4. Juli 2014 in der Krefelder Straße 7



*Igal Avidan (am Mikrofon) während seiner Laudatio, rechts Ralf Wieland, Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses*

Zuerst möchte ich mich bei einigen hier bedanken, ohne die ich meine Recherchen über Mod Helmy nicht realisieren könnte: Karsten und Sabine Müller, Martina Voigt und Beate Kosmala von der Gedenkstätte Stille Helden, Gerdien Jonker vom Zentrum für Islam und Recht in Europa an der Universität Erlangen-Nürnberg, Buchautorin Jani Pietsch, die in den vergangenen Tagen eine wertvolle Recherche in New York betrieben hat und last but not least Kaspar Nürnberg, der diese Veranstaltung ausgerechnet in einer Woche terminierte, in der Juden und Araber einen Menschen wie Mod Helmy dringend bräuchten.

Am 10. März 1942 wendet sich die 16-jährige Jüdin Anna Boros an Dr. Mod Helmy, der zu dem Zeitpunkt in diesem Haus in der Krefelder Straße 7 wohnte. Sie bittet ihn um einen Unterschlupf. Die Gestapo hatte sie gerade aufgefordert, Deutschland binnen drei Tagen in Richtung ihrer Heimat Rumänien zu verlassen. Im rumänischen Konsulat in Berlin warnt man sie vor der tödlichen Reise. Helmy beschließt sofort zu helfen.

Die Deportationen der Berliner Juden haben schon begonnen und Juden müssen seit einigen Tagen ihre Wohnungen kennzeichnen. Annas 67-jährige Großmutter Cecilie ist vor wenigen Tagen untergetaucht. Dazu hatte sie Mod Helmy überredet, der auch Annas Bruder Martin mit Geld unterstützte. Später beherbergt er auch Annas Eltern Julie und Georg. Als Julie verhaftet wird, geht Mod Helmy sogar zur Gestapo und versucht sie freizubekommen. Bis Kriegsende setzt er sich für diese Juden ein – und rettet ihr Leben.

Wer war dieser Mod Helmy? Er wurde 1901 in Khar-toum geboren. Sein Vater war ein ägyptischer Major, seine Mutter Deutsche. Helmy wuchs in Kairo auf und kam nach seinem Abitur 1922 nach Berlin, um Medizin zu studieren. Die Weimarer Republik lud viele muslimische Studenten ein und 15.000 von ihnen kamen, darunter 800 Ägypter. Sie alle kamen aus gutsituierten Familien, die sich das Studium in Deutschland leisten konnten. Dass Helmy seinen Vornamen Mohammed kürzte, deutet darauf hin, dass er aus einer säkularen Familie stammte. Helmy studierte er an der Universität zu Berlin, wo er die Staatsexamen 1929 gut bestand. 1931 begann er seine Promotion und gleichzeitig arbeitete er als Assistent am Robert-Koch-Krankenhaus, heute das Krankenhaus Moabit unweit von hier.

Hitlers Machtergreifung 1933 setzt diesem Leben ein rasches Ende. Fast alle islamischen Vereine werden geschlossen und fast alle Araber verlassen Nazi-Deutschland. Mod Helmy bleibt und promoviert im Oktober 1937, verliert jedoch wegen seiner Kritik an den Nazis seine Stelle und seine Zulassung. Praktizieren darf er nur noch heimlich. Annas jüdische Familie gehört seit 1936 zu seinen Patienten, mit denen er auch eng befreundet ist. Im Oktober 1939 wird Helmy in Berlin verhaftet und später in einem Gefangenenlager bei Nürnberg bis Dezember 1939 interniert. Im Januar 1940 wird er erneut verhaftet und weil er so krank ist, ins Krankenhaus der Polizei am Alexanderplatz eingeliefert. Im Mai 1940 wird er aus gesundheitlichen Gründen freigelassen, muss sich aber ein Jahr lang zweimal täglich bei der Polizei melden. Als Nichtarier darf er seine deutsche Freundin nur heimlich treffen und auf keinen Fall heiraten. Ab 1940 engagiert er



die 15-jährige Anna, deren jüdische Schule geschlossen wurde, als seine Gehilfin. 1942 darf Helmy endlich wieder legal als Arzt arbeiten: Er wird zwangsverpflichtet und vertritt einen deutschen Arzt, der eingezogen wurde. Nun hat er legalen Zugang zu Medikamenten und kann seinen jüdischen Schützlingen helfen.



Anna Boros Gutman (Zweite von links) während ihres Berlinbesuchs 1969 mit ihrer Tochter Carla (ganz links), Dr. Helmy und dessen Frau Emmi

Am 10. Juni 1943, an dem Tag, an dem alle jüdischen Organisationen in Berlin geschlossen werden, organisiert Helmy in diesem Haus in der Krefelder Straße Annas Übertritt zum Islam. Durchgeführt hat die Konversion das Islamische Zentralinstitut zu Berlin, dessen Leiter damals ein Hitler-Freund und notorischer Judenfeind war, nämlich der Großmufti von Jerusalem: Mohammed Amin al-Husseini. Gewusst hat er davon sicherlich nicht. Nur sechs Tage später organisiert Helmy in seiner Wohnung hier heimlich eine muslimische Hochzeit. Die 17-jährige Anna Boros und der 36-jährige Abdel-Aziz Helmi Hammad, ein Bekannter von Helmy, geben sich das Jawort. Beide Männer wurden 1939 als Ägypter gemeinsam interniert. Aber der zuständige Standesbeamte erkennt diese muslimische Ehe nicht an, weil der Bräutigam mitten im Krieg kein Ehesfähigkeitszeugnis beibringen konnte.

Im November 1943 wird Mod Helmys Wohnung ausgebombt. Er zieht nach Buch, zusammen mit Anna, ihrer Mutter Julie und deren Mann Georg. Sie alle kommen wohl in der Laube unter, die Helmys Freundin Emmy Schmidt organisiert, die selbst in Buch wohnt. Immer wieder gelingt es Helmy, die Gestapo zu täuschen. Anfang 1945 wird Julie verhaftet und verrät den Aufenthaltsort ihrer Tochter Anna. Helmy versteckt Anna bei anderen Helfern und präsentiert einen fingierten Brief, in dem Anna einräumt, ihn über ihre Abstammung getäuscht zu haben. Sie schreibt, sie wolle zu ihrer Tante in Dessau. Die Gestapo hält das Schreiben für authentisch und glaubt, dass Anna tatsächlich in Dessau ist, was man im Chaos der letzten Kriegsmomente nicht überprüfen kann oder will.

So überlebt die jüdische Familie. Einen Monat nach Kriegsende heiratet Helmy seine Verlobte Emmy. Ein Jahr später heiraten Anna Boros und der Shoah-Überlebende Chaim Gutman in einem Berliner Durchgangslager und wandern in die USA aus. Anna Gutman und Mod Helmy korrespondieren miteinander und treffen sich noch zweimal in Berlin, wo Helmy 1982 stirbt. Bis zu seinem letzten Tag hatte er als Kassenarzt gearbeitet.

Im Januar dieses Jahres versammelte Annas Tochter Carla Greenspan in New York ihre ganze Familie bei sich – insgesamt 25 Menschen. Carla erzählte mir am Telefon: „Wir schauten uns um und sagten: Ohne Doktor Helmy wären wir alle nicht hier heute. Dieser Raum wäre einfach leer.“ Gestern schrieb sie mir, dass sie bald nach Berlin kommen will, um die Orte ihrer Familie aufzusuchen, vor allem dieses Haus, wo Dr. Helmy ihre Mutter vor den Nationalsozialisten versteckte.

*Igal Avidan*

*Igal Avidan arbeitet als freier Journalist für verschiedene deutsche Rundfunksender und Zeitungen sowie als Referent zu jüdischen und israelischen Themen. Seit einigen Monaten recherchiert er über Mod Helmys Rettungsgeschichte und bedankt sich für jegliche neue Hinweise.*

## FRITZ WISTEN – DREI LEBEN FÜR DAS THEATER

Laudatio anlässlich der Enthüllung einer „Berliner Gedenktafel“ am 24. Juni 2014 im Waldsängerpfad 3



Norbert Kopp, Bürgermeister von Steglitz-Zehlendorf, enthüllt die Tafel gemeinsam mit den Töchtern Susanne Wisten-Weyl und Eva Wisten (v.l.)

„Drei Leben für das Theater“: so lässt sich Fritz Wistens Biographie treffend charakterisieren. „Drei Leben für das Theater“, die Formulierung stammt von der Ausstellung und Publikation, mit denen die Akademie der Künste Wisten 1992 auf der Grundlage seines umfangreichen künstlerischen Nachlasses als Schauspieler, Regisseur und Intendanten gewürdigt hat. Geboren ist er 1890 in der Theaterstadt Wien als Moritz Weinstein. Früh zeigte sich, dass es für ihn, der 1929 seinen Künstlernamen Fritz Wisten auch zum bürgerlichen Namen machte, nur ein berufliches Lebensziel und einen Lebensinhalt geben konnte: das Theater. Dem folgte er gegen alle Widerstände und politischen Katastrophen seiner Zeit. An der k.u.k. Akademie für Musik und Darstellende Kunst ausgebildet, spielte er zunächst in Wien und der deutschen Provinz, im Revolutionsjahr 1918 am Berliner Renaissancetheater, bis er ab 1919 in Stuttgart Fuß fasste. Dazwischen lag – 1915 – eine traumatische Kriegserfahrung. Diese hinter sich zu lassen gelang ihm, indem er seine Theater-

laufbahn weiterführte. Am Württembergischen Landestheater Stuttgart, einer der progressiven Bühnen dieser Jahre, wurde er zum gefeierten Hauptdarsteller und Staatsschauspieler.

Dieses erste – und wenn es so etwas gibt – „normale“ Theaterleben endete im März 1933, als er – wie alle jüdischen Künstler – aus rassistischen Gründen gekündigt wurde. Einige Berliner Theaterleute um den Intendanten Kurt Singer und den Dramaturgen Julius Bab umgingen dieses Berufsverbot, indem sie nach dem Vorbild der Volksbühnenvereinigung den Kulturbund Deutscher Juden als privaten Verein gründeten. Die nationalsozialistischen Machthaber erlaubten und kontrollierten dessen Opern- und Theateraufführungen, Konzerte, Vorträge und Filmveranstaltungen, die sich bis 1938 auf das gesamte Reichsgebiet ausweiteten. Zugleich beschränkten sie den Zugang zwangsweise auf ein jüdisches Publikum und errichteten damit ein kulturelles Ghetto. Wisten, dessen Lebensperspektive zerstört schien, nahm Kontakt zu den Berlinern auf und stand schon im Herbst 1933 bei der programmatischen Eröffnung mit Lessings „Nathan der Weise“ auf der Berliner Kulturbundbühne. 1934 erfolgte dann der Umzug der Familie aus Stuttgart in dieses Haus. Die Straße hieß damals Dianastraße; 1939 wurde sie nach dem antisemitischen Publizisten Beta (eigentl. Bettziech) in Betazeile umbenannt. Seit August 1947 heißt sie unverfänglich „Waldsängerpfad“.

Der Jüdische Kulturbund war auf der einen Seite ein kulturelles Ghetto, das für die Verbliebenen zur tödlichen Falle wurde. Auf der anderen bedeutete er eine kulturelle Selbstbehauptung der deutschen Juden und setzte ihrem zunehmend entwürdigenden Alltag eine gemeinschaftliche geistige Kraft entgegen. Er war der einzige Ort in Deutschland, an dem Schnitzler gespielt, Heine öffentlich gelesen, Mendelssohn-Bartholdy oder Mahler aufgeführt wurden. In diesem Spannungsfeld stand Fritz Wistens zweites Theaterleben, in dem er – seiner theatralischen Sendung folgend – sich zum Regisseur, Oberspielleiter und – ab 1939 – künstlerischen Leiter des Jüdischen Kulturbundes entwickelte.



Einen dramatischen Einschnitt brachten die Novembertage 1938: Wisten wurde ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Diese traumatische Erfahrung hielt er aus, indem er den ihm anvertrauten Kulturbund weiterführte und sich, ein wahrer Prinzipal, um alle Belange kümmerte. 1941 dann das Verbot und die Auflösung, wenige Monate vor Beginn der Deportationen aus Berlin. Wisten, zu Zwangsarbeit verpflichtet, nahm unter Lebensgefahr das Archiv des Jüdischen Kulturbundes an sich und verbarg es, so dass diese Quellen auf uns kommen konnten. Über das tapfere Leben und Überleben der Wistens bis Kriegsende hat Bürgermeister Kopp bereits gesprochen.

Dem Übergang vom zweiten zum dritten Theaterleben Wistens entstammen zwei Briefe, die er 1946 an die emigrierten Dramaturgen des Jüdischen Kulturbunds, Julius Bab und Herbert Freeden, schrieb. Hieraus liest jetzt die Schauspielerin und Enkelin Wistens, Renate Weyl.

Fritz Wisten an Julius Bab, 21. November 1946: „Lieber verehrter Herr Bab! Wo soll ich anfangen und wo soll ich aufhören um Ihnen ein einigermaßen anschauliches Bild von den Ereignissen, die hinter uns liegen und von der augenblicklichen Lage zu geben. Vieles, was wir vor unserer Befreiung vom Nazijoch erlebt haben, setze ich als bekannt voraus. Die letzten zwei Jahre waren wohl die schlimmsten in den ganzen 12 Jahren. Mein Vater starb noch rechtzeitig im Jahre 1942, sonst hätte er mit seinen 90 Jahren auch noch nach Theresienstadt oder Auschwitz gemußt. Sie wissen, daß ich im Jahre 1938 in Sachsenhausen war. 1942 kamen meine Frau und ich, um auch dieses Institut des Nazi-Reiches kennenzulernen, ins Polizeigefängnis, meine Frau nach Charlottenburg und ich nach Berlin-Alexanderplatz. Einzelheiten kann ich mir wohl ersparen Ihnen darüber zu schreiben, denn ich stehe den Dingen noch viel zu nahe und bin froh, wenn ich nicht darüber sprechen muss. Nun, wir haben das alles überstanden, mein Haus steht noch, meine beiden Mädels sind gut durchgekommen und nun stehe ich wieder mitten im kulturellen Aufbau der Berliner Bühnen. Im vergangenen Jahr machte ich 3 Inszenierungen: Eine

am Hebbel-Theater ‚Professor Mamlock‘ von Friedrich Wolf, eine Eröffnungsvorstellung ‚Nathan der Weise‘ mit Paul Wegener in der Titelrolle, eine Sternheims ‚Snob‘ mit Gustaf Gründgens und Paul Bildt.“

Aus einem Brief Wistens an Herbert Freeden von 1946: „Wie hatte ich mir die Zeit nach dem Zusammenbruch vorgestellt und wie wurde ich enttäuscht. Nichts von klarer Absage an die Vergangenheit, noch weniger von innerer Wandlung. Nur ein erzwungenes Stillesein mit der Hoffnung bei vielen, daß es eines Tages ‚auch mal wieder anders wird‘. Die Infektion war zu gründlich. Meine einzige Hoffnung bleibt die Jugend. Ich glaubte an die Liquidation des Antisemitismus. Ein Aberglaube! (Formal geschieht zwar das Notwendige.) Demolierung des jüdischen Friedhofs in Berlin, Schändung von Opfer des Faschismus-Denkmalern und Nazi-Lieder singende Banditen sind eindeutiger Ausdruck einer Geisteshaltung, in der ein großer Teil des deutschen Volkes noch heute – und morgen? – befangen ist. Alle diese Tatsachen müssen naturnotwendig ihren reaktiven Niederschlag in unserem Theaterspiel haben. [...] Diejenigen, die die Behauptung vom unpolitischen Charakter der ‚wahren Kunst‘ aufstellen, verbreiten, die wenigsten wissentlich, die meisten unwissentlich, eine Legende. Auf irgendeinem Wege, in irgendeiner Form hängt die Kunst immer mit der Politik zusammen, so wie ein jedes Ding im Leben seine politische Seite hat. [...] Der scheinbar unpolitische Mensch, d.h. derjenige, der alles, was geschieht, geschehen läßt, unterstützt denjenigen, der etwas tut; nicht hindern ist so viel, wie zulassen.“

„Wir haben das alles überstanden, mein Haus steht noch, meine beiden Mädels sind gut durchgekommen und nun stehe ich wieder mitten im kulturellen Aufbau der Berliner Bühnen.“ – Tatsächlich, der Verfolgte und mit knapper Not Davongekommene bringt das Berliner Theaterleben wieder in Gang. Zur Wiedereröffnung des Deutschen Theaters setzt er ein Signal, indem er unmittelbar nach dem Holocaust Lessings deutsch-jüdisches Toleranzstück „Nathan der Weise“ inszeniert. Er hat mit Widerständen zu kämpfen, wird aber doch Intendant des Theaters am Schiffbauerdamm und

1954 Intendant der wiedererrichteten Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. Ein Prinzipal im besten Sinn, der sich um alles und alle kümmert. Neben dem normalen Spielbetrieb etabliert er eine Experimentalbühne und ein Jugendtheater. Sein Theater begreift er – wir haben es gehört – politisch. Aber bei seinen wenigen öffentlichen Reden dient er sich nicht der verordneten sozialistischen Weltveränderung an. Wistens theatrale Sendung zielt – ganz im Erbe der deutschen Klassik – auf die Humanisierung des Menschen durch die Kunst.

Nach 15 erfolgreichen Theaterjahren im Ostteil der Stadt, während er hier im Westteil Berlins wohnen bleibt, beschleunigt der Mauerbau 1961 das Ende seiner großen dreifachen Theaterlaufbahn. Fritz Wisten trat von der Intendanz zurück und starb im Dezember 1962 in Schlachtensee. Den am eigenen Leib erfahrenen Schrecken des 20. Jahrhunderts hat er seinen ungebrochenen Glauben an die Kunst entgegengesetzt. Dieser ermöglichte ihm auch das Weiterleben und Weiterarbeiten nach dem Nationalsozialismus. Der Glaube an die humane Aufgabe und Wirkung des Theaters bleibt – über die gewandelten Zeiten hinweg – sein Vermächtnis. Heute, nach dem neuerlichen Zusammenbruch der zwanghaften Weltverbesserungsideologien, und auch in einer Phase, in der das Theater die böse Wirklichkeit nur zu oft in bloßer Verzerrung überbieten möchte, erinnern wir uns an dieses Vermächtnis von Fritz Wisten.

*Wolfgang Trautwein*

*Dr. Wolfgang Trautwein ist Direktor des Archivs der Akademie der Künste.*

## ZWEI STOLPERSTEINE FÜR DEN JÜDISCHEN JAZZMUSIKER EFIM SCHACHMEISTER UND DESSEN VATER SCHEVEL



Die Hauptstraße 5 in Schöneberg ist ein zugiger Ort, der Verkehr braust und wenige Fußgänger hetzen morgens an den gründerzeitlichen Fassaden vorbei. Vermutlich werden nicht viele Gedanken verschwendet an frühere Zeiten, an ehemalige BewohnerInnen und ihr Leben an diesem Ort. An diesem Morgen jedoch stehen SchülerInnen des 9. Jahrgangs und der Oberstufe des Max-Planck-Gymnasiums auf dem Gehsteig und bringen ein spannendes Projekt zum Abschluss, der für einige sicherlich nur vorläufig ist.

Es werden zwei Stolpersteine für den jüdischen Jazzmusiker Efim Schachmeister und seinen Vater Schevel Schachmeister verlegt, viele Monate haben die SchülerInnen recherchiert und scheinbarweise Informationen zu dem fast vergessenen Leben des ehemals so berühmten „Königs aller Tanzgeiger“ zusammengetragen.

Anwesend sind zwei Großneffen des Musikers – auch sie werden hier viel Neues hören, denn durch die Recherchen ihrer Schwester, den SchülerInnen und der Koordinierungsstelle Stolpersteine Berlin sind für die Familie bislang unbekanntes Daten und Dokumente

zum Vorschein gekommen, die erst zusammen mit dem Wissen der Familie ein vollständigeres Narrativ ihrer Geschichte ergeben. Sie wird von den SchülerInnen nach der Verlegung vorgetragen und weil es hier ruhiger ist, stehen mittlerweile alle in der Hofeinfahrt der Hausnummer 5, in der Efim zuletzt mit seinem Vater gewohnt hat.

Der 16-jährige Efim Schachmeister, der 1910 mit seiner Familie aus Kiew ins Deutsche Reich eingewandert war, wurde im Stern'schen Konservatorium zum Violinisten ausgebildet. In den 1920er Jahren entwickelte er sich zu einem der großen Stars der vielen Berliner Tanzkapellen. Er spielte in der berühmten Musiktruppe „Popescu“, bis er schließlich seine eigene Kapelle gründete und mit ihr nicht nur in Deutschland, sondern europaweit tourte. Bis heute findet man unzählige Schellackaufnahmen seiner Stücke. Schachmeister begann, osteuropäische jüdische Musik mit der Musik der Roma und amerikanischem Jazz zu mischen, zu der damaligen Zeit ein völlig neues Herangehen.

Als die Nazis die Macht übernahmen, änderte sich das Leben der Familie Schachmeister schlagartig. Schon früh schien den Familienangehörigen – Efim hatte drei weitere Geschwister, die Mutter war inzwischen verstorben – klar gewesen zu sein, dass es in der neuen Heimat keine Zukunft für sie gab. Die antisemitische Hetze und Angriffe, Auftritts- und Berufsverbote machten dies mehr als deutlich. Efim wanderte schon 1933 nach Luxemburg aus, die anderen folgten im Jahre 1935. Durch den Verlust der Heimat und Karriere gebrochen, konnte Efim in verschiedenen befreundeten Kapellen spielen, bis er 1939 seiner Familie nach Buenos Aires folgte. Vater Schevel war mit seinen beiden Töchtern weiter nach Argentinien geflohen, da sein Schwiegersohn dort Fuß gefasst hatte und es möglich machte, dass die anderen folgten. Schevel schlug sich dort in seinem alten Beruf als Graveur durch, doch an seinen gesellschaftlichen Aufstieg in Deutschland konnte er in keiner Weise anknüpfen. Auch in Argentinien machte Efim weiter Musik. Doch die erschwerten Bedingungen der Nachtarbeit, des heißen Klimas und der völlig unzureichenden Bezahlung griffen seine

angeschlagene Gesundheit schwer an. Im Oktober 1944 starb er an einem Herzschlag; ein befreundeter Arzt diagnostizierte, dass die erzwungene Emigration und ihre Folgen die unzweifelhafte Ursache dieses frühen Todes gewesen sei.

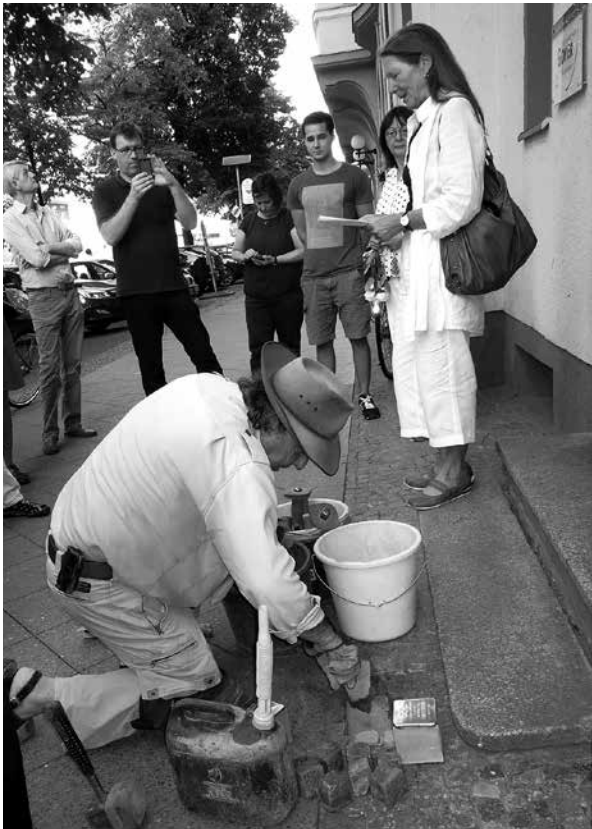
Auch Schevel erlebte die Befreiung Europas vom Faschismus nicht mehr – wenige Monate nach dem Tod Efims verstarb er im März 1945. Sein anderer Sohn war als Jude in Belgien in ein KZ deportiert worden, das er nur durch die couragierte Hilfe seiner nicht-jüdischen Ehefrau überlebte.

Im dunklen Hofeingang wird der Bericht über das Leben von Vater und Sohn von den OberstufenschülerInnen musikalisch begleitet. Sie haben sowohl alte Stücke von Efim Schachmeister eingeübt als auch selbst ein Lied komponiert – und die alte und die neue Musik wirken beide zeitlos, passend, ineinander. Am Ende ergreift einer der Großneffen Schachmeisters spontan das Wort, das er an die SchülerInnen richtet: „Ihr habt es möglich gemacht, dass das Leben und Werk von Efim Schachmeister dem Vergessen entzogen wird und dafür danke ich Euch.“ Mehr braucht nicht gesagt zu werden.

*Sophia Schmitz*

*Sophia Schmitz ist pädagogische Mitarbeiterin der Koordinierungsstelle Stolpersteine Berlin.*

## ZWEI STOLPERSTEINE FÜR DAVID UND HELENE REICH IN DER GÜNTZELSTRASSE 53



Die Verlegung dieser beiden Stolpersteine steht im Zusammenhang mit der Anbringung einer „Berliner Gedenktafel“ am kommenden 12. September für den Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der von 1934 bis 1938 – damals noch als Marcelli Reich – hier in diesem Haus mit seinen Eltern gewohnt hat.

Der Vater, David Reich, geboren 1880 in Płozk nordwestlich von Warschau, stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie. Marcel Reich-Ranicki schreibt über ihn in seiner Autobiografie „Mein Leben“, aus der sämtliche folgende Zitate stammen: „Da er Kaufmann werden sollte, schickten ihn seine

Eltern in die Schweiz. Dort studierte er an einer Handelshochschule, brach aber bald sein Studium ab und kehrte nachhause zurück. 1906 heiratete er meine Mutter, Helene Auerbach, die Tochter eines armen Rabbiners.“

Helene Auerbach, geboren 1884, wuchs im deutschen Grenzgebiet zwischen Schlesien und der Provinz Posen auf. Ihre Vorfahren waren, so schreibt Marcel Reich-Ranicki, „seit Jahrhunderten allesamt Rabbiner.“ Doch ihre Generation brach mit dieser Tradition, von ihren fünf Brüdern wurden vier Anwälte, nur einer wählte den Rabbiner-Beruf. „Auch sie“, so Reich-Ranicki weiter, „wollte von Religion nichts wissen, an Jüdischem war sie nur noch wenig interessiert. Trotz ihrer Herkunft? Nein, wohl eher wegen ihr.“

Das junge Ehepaar zog nach Włocławek an der Weichsel. Dort „fühlte sich meine Mutter beinahe wie E.T.A. Hoffmann im unfernen Płozk – also in der Verbannung: Polen war und blieb ihr fremd. [...] Bis zum Ende ihre Lebens, bis zum Tag, an dem man sie in Treblinka vergaste, sprach sie zwar ein makelloses, ein besonders schönes Deutsch, aber ihr Polnisch war, obwohl sie in diesem Land Jahrzehnte gewohnt hat, fehlerhaft und eher dürftig.“ In Włocławek kamen die drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, zur Welt. Der Vater gründete kurz nach dem Ersten Weltkrieg eine kleine Fabrik für Baumaterialien. 1929, infolge der Weltwirtschaftskrise, musste er Bankrott anmelden. So blieb als einzige Überlebensebene die Umzug nach Berlin, wo die Brüder von Helene Reich inzwischen als Anwälte zu Wohlstand gekommen waren.

Die Familie Reich wurde abwechselnd von den Brüdern Auerbach finanziell unterstützt und beherbergt. Marcelli Reich besuchte die Volksschule in der Witzlebenstraße in Charlottenburg, und ab 1930 das Werner vom Siemens-Gymnasium in Schöneberg. Zu diesem Zeitpunkt wohnte die Familie „unweit vom Bayrischen Platz“.

Alle Bemühungen des Vaters, damals Anfang Fünfzig, in Berlin eine neue berufliche Existenz aufzubauen,

scheiterten. Dazu Marcel Reich-Ranicki: „Wenn in der Schule nach dem Beruf des Vaters gefragt wurde, beneidete ich meine Mitschüler, meist Söhne gutsituierter Akademiker. Während sie sagen konnten ‚Chemiker‘, ‚Rechtsanwalt‘, ‚Architekt‘ oder, was besonders imponierte, ‚Generaldirektor‘, wurde ich, damals noch ein Kind, verlegen und schwieg hilflos. Schließlich sagte ich leise ‚Kaufmann‘, was aber nicht genügte. Der Lehrer wünschte eine genauere Auskunft, die ich nicht geben konnte.“

Warum sind die Reichs nicht emigriert? Dazu schreibt Marcel Reich-Ranicki: „Meine Eltern hatten weder Geld noch Kontakte, es mangelte ihnen ebenso an Initiative wie an Energie und an Tüchtigkeit. Sie haben an Auswanderung nicht einmal gedacht.“

Der Sohn Herbert Alexander erhielt als polnischer Staatsbürger die Erlaubnis zum Studium der Zahnmedizin in Berlin und promovierte 1935. Er kehrte nach Polen zurück und eröffnete in Warschau eine Zahnarzt-Praxis. 1943 wurde er von SS-Leuten im Zwangsarbeitslager Trawniki erschossen. Die Tochter Gerda schaffte es noch im Juli 1939, mit ihrem Mann von Berlin nach London zu emigrieren, wo sie 2006 starb.

Von 1934 bis 1938 war die Familie Reich hier in der Güntzelstraße 53 polizeilich gemeldet. Der Sohn Marcell wechselte 1935 zum Fichte-Gymnasium in der Emser Straße, wo er 1938 das Abitur bestand. Er bewarb sich am 10. März 1938 noch unter der Adresse Güntzelstraße 53 um einen Studienplatz an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität. Das Gesuch wurde am 7. April 1938 abgelehnt. In diesem Jahr zogen David und Helene Reich zurück nach Polen. Marcell Reich fand eine preiswerte Unterkunft in der Spichernstraße 16 – als Untermieter in der früheren Wohnung von Helene Weigel und Bertolt Brecht. Dort wurde er am 28. Oktober 1938 im Rahmen der „Polen-Aktion“ verhaftet und nach Polen ausgewiesen.

Während er zusammen mit seiner Frau Tosia aus dem Warschauer Ghetto fliehen konnte und im Versteck überlebte, wurden David und Helene Reich am

6. September 1942 im Rahmen der „Aktion Reinhard“ aus dem Warschauer Ghetto nach Treblinka deportiert. Marcel Reich-Ranicki begleitete sie zum „Umschlagplatz“ und beschrieb ihren Abschied: „Meine Eltern hatten schon ihres Alters wegen – meine Mutter war 58 Jahre alt, mein Vater 62 – keine Chance, eine ‚Lebensnummer‘ zu bekommen, und es fehlte ihnen an Kraft und List, sich irgendwo zu verbergen. Mein Vater blickte mich ratlos an, meine Mutter erstaunlich ruhig. Sie war sorgfältig gekleidet: Sie trug einen hellen Regenmantel, den sie aus Berlin mitgebracht hatte. Ich wußte, daß ich sie zum letzten Mal sah. Und so sehe ich sie immer noch: meinen hilflosen Vater und meine Mutter in dem schönen Trenchcoat aus einem Warenhaus unweit der Berliner Gedächtniskirche.“

Am Ende seines Buches „Mein Leben“ schreibt Marcel Reich-Ranicki über das Holocaust-Denkmal in Berlin: „Ich benötige das Mahnmal nicht, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder brauchen es erst recht nicht.“ Vielleicht aber, so hoffe ich doch, hätte sich Marcel Reich-Ranicki über die heute hier verlegten Stolpersteine für seine Eltern gefreut.

*Christine Fischer-Defoy*



## DIE UNRECHTSJUSTIZ DES „VOLKS-GERICHTSHOFS“

Ansprache bei der Einweihung einer Informationstafel am 1. August 2014 an der Potsdamer Straße 7

Der nationalsozialistische „Volksgerichtshof“ wurde als oberster deutscher Gerichtshof für die Aburteilung von Hoch- und Landesverrat und für Delikte in Tateinheit mit diesen „Staatsverbrechen“ mit Gesetz vom 24. April 1934 gegründet und begann seine Tätigkeit am 1. August 1934 hier in Berlin. Die Forschung ist sich heute einig, dass die Errichtung dieses „Sondergerichts“ eine unmittelbare Folge der Enttäuschung der Nationalsozialisten über die Urteile des Leipziger Reichsgerichts im „Reichstagsbrandprozess“ im Dezember 1933 war. Das Reichsgericht hatte zwar den angeklagten Holländer Marinus van der Lubbe zum Tode verurteilt, die mitangeklagten deutschen Kommunisten aber freigesprochen. Die von den Nationalsozialisten behauptete „kommunistische Verschwörung“ hatte keine Bestätigung gefunden. Hitler und Göring trieben daher gegen das Reichsjustizministerium systematisch die Errichtung des „Volksgerichtshofs“ voran.

Später erhielt der „Volksgerichtshof“ weitere Zuständigkeiten, von denen hier vor allem die „Wehrkraftzersetzung“ ab 1943 und die generelle Zuständigkeit für politische „Auslandsstraftaten“ von Deutschen zu nennen sind. Bis April 1945 sprach der „Volksgerichtshof“ mehr als 7.000 Urteile gegen mehr als 15.500 Menschen. Davon wurden mehr als 5.200 Frauen und Männer aus Deutschland, aber auch aus den besetzten Gebieten, zum Tode verurteilt und mehr als 9.000 erhielten Freiheitsstrafen. Wenn wir von rund 16.000 Todesurteilen der zivilen Justiz in Deutschland zwischen 1933 und 1945 ausgehen, dann wird deutlich, dass rund ein Drittel davon der „Volksgerichtshof“ fällte.

Die meisten der Todesurteile fielen in die Ära des „Volksgerichtshofs“-Präsidenten Roland Freisler, der ab

August 1942 amtierte. Es mag müßig sein, aber es ist dennoch darauf hinzuweisen, dass Verfahren vor dem „Volksgerichtshof“ nichts mehr mit rechtsstaatlichen Prozessen gemein hatten; die Rechte der Angeklagten wurden ebenso eingeschränkt wie die Wahl der Verteidiger. Gerade in der Ära Freisler kann man vielfach nur noch von „justizförmigen Tötungen“ oder „Mord unter dem Deckmantel der Justiz“ sprechen. Insofern stehen wir hier an einem Ort des Unrechts, an einem Ort deutscher Schande.

Wir alle kennen die Fotos und Filmaufnahmen, die von den Verhandlungen nach dem 20. Juli 1944 im Gebäude des Kammergerichts entstanden. Dies hat vielfach den Blick auf die Tatsache verstellt, dass vermutlich mehr als 95% der Todesurteile des „Volksgerichtshofs“ hier an dieser Stelle im südlichen Teil des Geländes an der Bellevuestraße gesprochen worden sind. Ich möchte nur ein einziges Beispiel erwähnen: Vor 70 Jahren und einem Monat, am 1. Juli 1944 verurteilte der „Volksgerichtshof“ hier die Pädagogin Elisabeth von Thadden und den Diplomaten Otto Carl Kiep zum Tode. Die Verhandlung war öffentlich, so dass uns mehrere Berichte der Angehörigen und auch von überlebenden Angeklagten vorliegen. Es war ein Samstag, an dem im Erdgeschoss des „Volksgerichtshofs“ die Hauptverhandlung stattfand. Sie fand öffentlich statt, etwa 150 Personen, darunter viele Offiziere in Uniform, nahmen daran teil. Es ist unklar, ob dieser Andrang wegen der Prominenz der Angeklagten Kiep und von Thadden erfolgte, oder – wie Zeitzeugen vermuten – tatsächlich „beordnete Frontoffiziere“, Angehörige von NS-Formationen und Gestapo-Beamte den Saal füllten. Mehrere Berichte verweisen übereinstimmend, dass an diesem heißen Sommertag die Fenster geöffnet waren und von draußen – also vom Hof des „Volksgerichtshofs“ in der Bellevuestraße – weitere Zuschauerinnen und Zuschauer Teilen der Verhandlung und der Urteilsverkündung folgen konnten. Einige Angehörige der Angeklagten konnten ebenfalls an der Verhandlung teilnehmen. Die Verhandlung war für 9 Uhr angesetzt, konnte wegen eines fehlenden Beisitzers aber erst rund eindreiviertel Stunden später, gegen 10.45 beginnen. Um 9 Uhr wurden die Angeklagten in den

Saal gebracht; sie waren aneinander gefesselt. Bis zum Beginn der Verhandlung hatten die Verteidiger und die Angehörigen die Möglichkeit, mit den Angeklagten zu sprechen.

Die Verhandlung vor dem 1. Senat leitete der Präsident des „Volksgerichtshofs“, Roland Freisler. Er begann mit der Vernehmung von Elisabeth von Thadden, im Anschluss wandte sich Freisler in scharfer Form an Kiep, dem er vorwarf, „defaitistische Äußerungen über die Kriegslage“ gemacht zu haben. Zugleich hielt er ihm angebliche Kontakte zu Emigranten in der Schweiz vor. Im Anschluss daran wurden Johanna Solf und Hilger van Scherpenberg vernommen. Auch Elisabeth von Thaddens Schwester Marie-Agnes Braune und die Fürsorgerin Anna Rühle wurden von Freisler kurz verhört. Im Zentrum der Verhandlung stand die Aussage eines Gestapo-Spitzels, der den Kreis um Johanna Solf schwer belastete. Das Gericht folgte seinen Aussagen. Im Anschluss an seine Vernehmung folgten die Plädoyers. Staatsanwalt Görisch beantragte zuerst die Abtrennung des Verfahrens gegen Johanna Solf, gegen die noch weiter ermittelt werden sollte, sowie im Anschluss daran die Todesstrafe für Elisabeth von Thadden und Otto Carl Kiep sowie eine Zuchthausstrafe von drei Jahren für Hilger van Scherpenberg. Am Abend des 1. Juli 1944, gegen 22 Uhr, verurteilte der „Volksgerichtshof“ Otto Carl Kiep und Elisabeth von Thadden zum Tode. Hilger van Scherpenberg erhielt eine zweijährige Zuchthausstrafe, die beiden anderen Frauen wurden freigesprochen. Übereinstimmend schildern die Berichte die große Öffentlichkeit bei der Urteilsverkündung: „Als der Präsident das Urteil der Todesstrafe über Kiep mit überlauter Stimme zum offenen Fenster hinausschrie, waren die Zuhörer offensichtlich sehr ergriffen.“

Nach der Verkündung der Todesurteile wurden Elisabeth von Thadden und Otto Carl Kiep zurück ins Untersuchungsgefängnis Moabit gebracht. Otto Carl Kiep wurde am 26. August 1944 um 12.46 Uhr in Berlin-Plötzensee durch den Strang ermordet, Elisabeth von Thadden starb dort am 8. September 1944 um 16.47 unter dem Fallbeil.

Der Justizmord an Elisabeth von Thadden und Otto Carl Kiep wurde nie gesühnt. Auch wenn Freisler am 3. Februar 1945 an dieser Stelle von einem Balken erschlagen wurde, auch wenn andere Richter oder Staatsanwälte noch 1945 fielen oder Selbstmord begingen, von den überlebenden Richtern und Staatsanwälten wurde nach 1945 keiner zur Verantwortung gezogen. Noch 1968 stellte das Landgericht Berlin in der zweiten Hauptverhandlung gegen Hans Joachim Rehse fest, dass die Beweisführung des „Volksgerichtshofs“ sich „im Rahmen sachlicher Überlegungen gehalten“ habe. Rehse wurde freigesprochen. Auch sämtliche dann in den 1980er Jahren aufgenommenen Ermittlungen verliefen im Sande.

In einer EntschlieÙung aus dem Jahre 1985 konnte sich der Deutsche Bundestag zwar dazu durchringen, den „Volksgerichtshof“ als bloÙes „Terrorinstrument zur Durchsetzung der nationalsozialistischen Willkürherrschaft“ zu betrachten, aber erst das „Gesetz zur Aufhebung nationalsozialistischer Unrechtsurteile“ aus dem Jahre 1998 hob schließlich sämtliche Urteile des „Volksgerichtshofs“ auf. Der Bundesgerichtshof hatte bereits zuvor im Zuge der Auseinandersetzung mit dem Justizunrecht in der DDR selbstkritisch eingeräumt, dass seine frühere Auslegung des Rechtsbeugungsparagraphen zu einer ungerechtfertigten Freistellung der NS-Justiz geführt habe. Insofern bewegt mich an diesem Ort nicht nur die Trauer über die mehr als 5.000 Justizmorde des „Volksgerichtshofs“, sondern immer auch die Fassungslosigkeit über das Versagen der Justiz im westlichen Nachkriegsdeutschland und über die Unfähigkeit der Politik, die Urteile des „Volksgerichtshofs“ aufzuheben. Darum ist für mich diese neue Informationstafel hier in der Nähe des Potsdamer Platzes in Berlin eine sinnvolle Anregung, immer wieder nicht nur über die nationalsozialistische Unrechtsjustiz nachzudenken, sondern auch über das jahrzehntelange Versagen von Justiz und Politik in der Nachkriegszeit.

*Johannes Tuchel*

*Prof. Dr. Johannes Tuchel ist Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand.*

## FÜNF TOUREN DURCH BERLIN: ZWANGSARBEIT.

Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt

„Ich war 13, als ich in Berlin war, aber ich kann mich an alles erinnern“, notiert die ehemalige polnische Zwangsarbeiterin Alina Przybyła in einen Erinnerungsbericht. „Doch wiedererkennen kann ich heute kaum etwas, so hat sich die Stadt geändert. Nur das Brandenburger Tor habe ich wieder erkannt, an dem ich damals gestanden und an eine Säule gekratzt hatte: ‚Pferdchen, bringt mich von hier weg, zurück zu meiner Mama!‘“

Alina Przybyła ist eine von über 30 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, deren Erinnerungen die Grundlage der neuen Smartphone-Applikation „Zwangsarbeit. Die Zeitzeugen-App“ bilden. Die App ermöglicht eine Spurensuche auf Alltagswegen von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern im nationalsozialistischen Berlin – zu Fuß, per Rad oder mit der S-Bahn. In Ausschnitten aus Video- und Audio-Interviews oder vertonten Erinnerungsberichten erzählen Menschen aus Ost- und Westeuropa über ihr erzwungenes Leben in Berlin, berichten über die Arbeit in verschiedenen Wirtschaftszweigen und über ihre dürftige Unterkunft in Lagern. Über Demütigung und Hoffnung, Verzweiflung und Auflehnung, aber auch Freundschaft und Liebe. Ergänzt durch digitalisierte Selbstzeugnisse – Fotos, Dokumente, Erinnerungsstücke – bestimmen die Zeitzeugenberichte verschiedene Stationen der Touren. So verbindet die Applikation zwei zentrale methodische Aspekte der Geschichtsvermittlung: die Begegnung mit Zeitzeugen und die Spurensuche vor Ort.

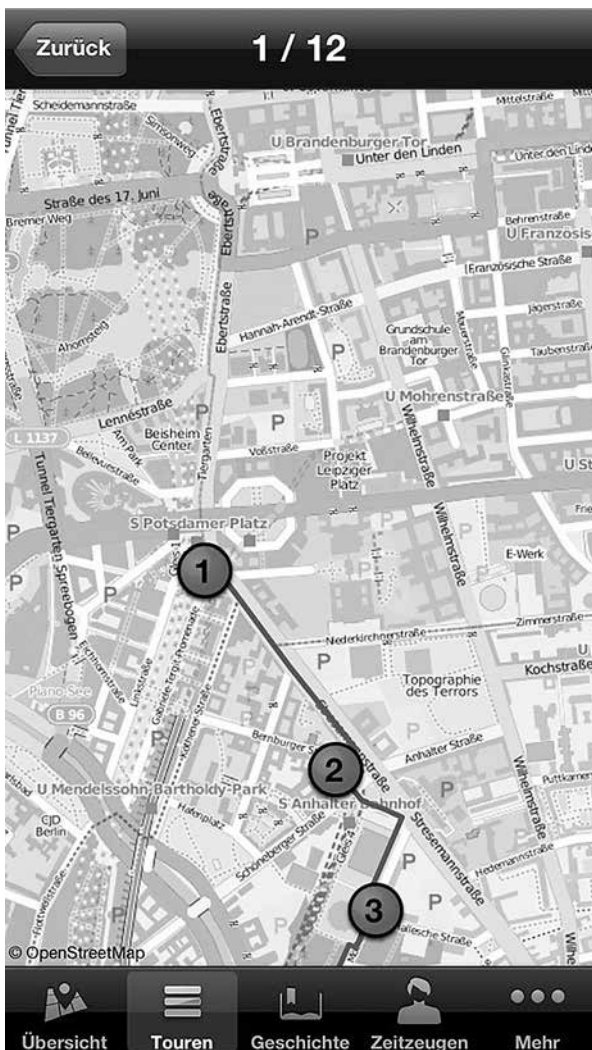
### Spurensuche im Zentrum der NS-Zwangsarbeit

Berlin war ein Zentrum der NS-Zwangsarbeit: Zwischen 1938 und 1945 mussten mehr als eine halbe Million Menschen – Männer, Frauen und Kinder – in Berliner Fabriken, staatlichen Dienststellen und Privathaushalten

deutscher Familien gegen ihren Willen arbeiten, so viele wie in keiner anderen deutschen Stadt. Als erste waren es die Berliner Jüdinnen und Juden, die im Zuge der sich verschärfenden antisemitischen Entrechtung für öffentliche Arbeiten bereits vor dem Krieg und ab 1940 in den Berliner Rüstungsbetrieben Zwangsarbeit leisten mussten. Im Laufe des Krieges setzte der nationalsozialistische Machtapparat immer mehr Menschen aus den besetzten Gebieten in West- und vor allem Osteuropa zur Zwangsarbeit in der damaligen Reichshauptstadt ein, sowohl verschleppte Zivilisten als auch Kriegsgefangene und zuletzt Häftlinge der Konzentrationslager.

Die Zeitzeugen-App bietet fünf Erkundungstouren im Berliner Stadtgebiet. Jede von ihnen hat ihren eigenen inhaltlichen Schwerpunkt: Die Tour „Ein Pole in Berlin“ führt auf den persönlichen Spuren eines polnischen Zeitzeugen durch den Ortsteil Gesundbrunnen, wo er in einer zu einem Zwangsarbeiterlager umfunktionierten Schule untergebracht war. Mit der Tour „Opfer und Täter“ geht es in das damalige Machtzentrum um die Wilhelmstraße: An ehemaligen Orten der NS-Schreibtischtäter werden die Auswirkungen der rassistischen Bevölkerungspolitik auf die Schicksale der nach Berlin verschleppten Menschen veranschaulicht. Die Tour „In der Fabrik“ konzentriert sich auf die Zwangsarbeit in zwei Werken des berühmten Elektrokonzerns AEG in Berlins ehemaligem innerstädtischem Arbeiter- und Industriebezirk Wedding. Die Tour „Zwangsarbeit war überall“ ist als Radtour vom Potsdamer Platz bis zum Flughafen Tempelhof und zum Thomas-Friedhof in Neukölln angelegt und thematisiert die Allgegenwart der Zwangsarbeit. Die mit der Berliner S-Bahn abzufahrende Tour „Durch die Stadt der Lager“ lenkt die Aufmerksamkeit auf die Unterkünfte und Alltagswege der Verschleppten in der Stadt und führt vom Bahnhof Zoo über den Alexanderplatz bis nach Niederschöneweide.

Die fünf Touren sind sowohl über eine Liste wie eine Berlin-Karte navigierbar. Wählt man eine bestimmte Tour aus, erscheinen auf dem Screen die Namen der zu begehenden Stationen. Neben einer vorgeschlagenen Reihenfolge lässt sich jede der Stationen einzeln erkun-



den. Auf der Startseite einer jeden Station wird zuerst der Standort durch ein entsprechendes Bild und einen Hinweis angegeben. Durch Scrollen nach unten kann man verschiedene Medien (Videos, Audios, Slideshows und einzelne Fotos) aussuchen und einzeln abrufen, die sich inhaltlich zu einer ortsbezogenen Geschichte zusammensetzen.

Der Berliner Stadtraum eignet sich für eine Geschichtsvermittlung vor Ort: Das historische Geschehen ist hier besonders dicht und Schicht auf Schicht abgelagert und kann sowohl an geschichtsträchtigen Orten wie dem Brandenburger Tor, als auch an eher unscheinbaren Gebäuden wie dem einer Weddingener Schule entdeckt und abgelesen werden.

### Von der „Geschichte von unten“ zur Digital History

Ein methodischer Ausgangspunkt der Zeitzeugen-App ist die Oral History. Diese aus England, den USA und Skandinavien übernommene Methode ist eng mit der Tätigkeit der Berliner Geschichtswerkstatt, dem Aktiven Museum und ähnlicher Initiativen aus der „Grabe, wo du stehst“- Bewegung Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre verbunden. Ausgerechnet der technische Fortschritt, der die Digitalisierung der mündlichen Berichte ermöglichte, war für die Oral History der endgültige Durchbruch. Auch längere Zeitzeugen-Interviews und andere Ego-Dokumente können heute in kleinem Format zugänglich gemacht werden. Umfangreiche Ton- und Bildaufnahmen von



höchster Qualität herzustellen, zu verarbeiten und zu verbreiten, ist heute jedem Interessierten möglich. An diese Entwicklung knüpft die Zeitzeugen-App an. Sie stellt die Digitalisate in eine neue Beziehung zum öffentlichen Raum.

Bei der Zeitzeugen-App müssen keine Daten unterwegs bzw. vor Ort heruntergeladen werden, was bei dem angebotenen Medienumfang und zumindest im Hinblick auf die ungenügende WLAN-Abdeckung in Berlin sehr beschwerlich wäre. Die App-User können die Inhalte im WLAN einmal herunterladen und nach Gebrauch wieder löschen; die App selbst bleibt erhalten. Neben dem Kosten-, Funktionalitäts- und Mobilitätsargument – das nicht nur in der Berliner Innenstadt, sondern auch in ähnlich unterversorgten ländlichen Regionen zum Tragen kommt –, sprechen auch die Begrenztheit der Datenmengen sowie die Datensicherheit für eine solche komplette On-Board-Lösung. Aktualisierungen oder Erweiterungen können durch Updates vorgenommen werden.

### Eine erste Zwischenbilanz

Die Zeitzeugen-App ist auf ein vielfältiges Medien-echo gerade auch von Journalistinnen und Journalisten jüngerer Generation gestoßen. Das ist nicht nur angesichts der Vielzahl von Apps von Bedeutung, sondern auch vor dem Hintergrund des Themas der NS-Zwangsarbeit sowie einer in die Zukunft gerichteten zeithistorischen Bildungsarbeit. Der „I-Phone-Ticker“, einer der meist verbreitetsten Informationsdienste für I-Phone-Nutzer im deutschsprachigen Raum, stufte die Zeitzeugen-App als „Ernste App“ ein. In der App-Welt gibt noch keine eigene Kategorie für solche „History-Apps“. Als „Bedrückend beeindruckend“, „Spannend, interessant und lehrreich“ oder einfach „Awesome!“ bewerteten NutzerInnen die Zeitzeugen-App bei Rezensionen im App Store.

Tagesspiegel-Autor Johannes Ehrmann regte die Tour zu den Weddinger AEG-Fabriken zur Reportage „Im Schatten des Frühlings“ an. In einem Podcast für die Aktionstage politische Bildung 2014 hob der Medienpädagoge Jöran Muuß-Merholz die Eignung der App für die Bildungsarbeit hervor.

Für die Verbreitung der App wurde eine eigene Öffentlichkeitskampagne durchgeführt, die sich sowohl an Online- wie analoge Medien wandte. Zu den Adressaten der App zählen sowohl Zielgruppen der historischen Bildungsarbeit als auch zeitgeschichtlich interessierte Berlin-Touristen und Smartphone-User. Etwa 80 Prozent der Menschen, die die App zwischen August 2013 und Juni 2014 heruntergeladen haben, kommen aus Deutschland. Die anderen 20 Prozent an Downloads verteilen sich auf mehr als 20 Länder weltweit, von Italien über die USA bis nach Japan. Bislang erfolgte der größte Teil der Downloads für das IOS-Betriebssystem von Apple.

### Zusammenfassung und Ausblick

Die Zeitzeugen-App der Berliner Geschichtswerkstatt ermöglicht eine besondere Form der Spurensuche im öffentlichen Raum. Die ganze Stadt wird zu einer historischen Ausstellungsfläche, zu einem Museum. An bekannten Orten wird die lange vergessene Geschichte der NS-Zwangsarbeit wahrnehmbar und an unbekanntem Orten kann sie neu entdeckt werden. Die im Rahmen des Berliner Themenjahres „Zerstörte Vielfalt“ und von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ geförderte, für die User kostenlose App hat eine Pionierfunktion: Erstmals wird dieses Medium in der zeitgeschichtlichen Bildungsarbeit zur NS-Zwangsarbeit eingesetzt. Andere Beispiele, wie die „Rummelsburg“-App zur Geschichte der früheren berüchtigten DDR-Strafvollzugsanstalt oder die der Beuth-Hochschule zu den „Orten jüdischen Lebens“, nutzen übrigens ebenfalls Smartphones als eigenständiges Medium und nicht als einen zusätzlichen Vertriebskanal. Im Hinblick auf Apps als Medium für das digitale Storytelling im öffentlichen Raum hat die Entwicklung gerade erst begonnen. Technische Weiterentwicklungen sowie die fortschreitende Digitalisierung lassen hier vielfältige Neuerungen und weitere Einsatzmöglichkeiten erwarten, die gerade auch von der zeitgeschichtlichen Bildungsarbeit genutzt werden sollten.

*Ewa Czerwiakowski, Thomas Irmer, Cord Pagenstecher & Maximilian von Schoeler*



## DOKUMENTAR-THEATER ALS GESCHICHTSVERMITTLUNG

Das Historikerlabor e.V.

Die Wannsee-Konferenz – ohne Zweifel ein Erinnerungsort. Der Begriff ist fast allen Europäern bekannt, er fehlt in keinem Geschichtsbuch, das Geschehen wurde in zahlreichen wissenschaftlichen wie populären Abhandlungen und Dokumentationen beschrieben und auch in zwei Spielfilmen – mit gewisser künstlerischer Freiheit – nachgestellt. Der physische Ort der Wannsee-Konferenz, die Villa am namensgebenden See, hat sich zu einer der meistfrequentierten Gedenk- und Bildungsstätten Berlins entwickelt. Anlässlich des 70. Jahrestages der Wannsee-Konferenz hat es dennoch eine Gruppe von Historikern, Theaterschaffenden und Pädagogen gewagt, eine innovative Vermittlungsform für Geschichte anhand der Wannsee-Konferenz zu entwickeln. Die Grundlagen bilden die Prinzipien des Dokumentar-Theaters – auf der Bühne wird weder ein Re-enactment noch ein fiktives Stück geboten, vielmehr werden, ebenso sorgfältig wie zurückhaltend dramaturgisiert, historische Dokumente collagiert. Die Darsteller identifizieren sich nicht mit ihren Rollen, sie verkörpern nicht eine historische Persönlichkeit, sondern sie behalten ihre eigene Authentizität. Sie treten als Historiker auf die Bühne, die ihre Arbeit vorstellen.

Jeder Historiker erforscht zunächst die Person, die er auf der Bühne repräsentiert, und trägt dann während der Vorstellung – in der gebotenen Distanz – die von ihm recherchierten Quellen, die Aussagen und Texte „seiner“ Person vor. Zum Theater werden diese Vorträge durch die Interaktion der Historiker – und der Quellen – miteinander. Jede Quelle wird mit einer anderen ergänzt, erweitert, kontextualisiert, mit einem Kommentar verknüpft. Dies geschieht als offener Prozess, der als solcher für den Zuschauer sichtbar und nachvollziehbar ist und an dessen Ende ein ebenso lebendiges wie differenziertes und interpretierbares Bild der historischen Situation steht.

Die Gruppe der Historiker wird so zu einem Theaterensemble und spiegelt gleichzeitig eine Tätergruppe, die arbeitsteilig den Massenmord konzipiert und organisiert. Durch diesen biografischen Ansatz wird das Thema nicht nur besonders intensiv und multiperspektivisch erschlossen – 15 Teilnehmer der Wannsee-Konferenz liefern 15 Zugänge zum Geschehen, 15 persönliche und institutionelle Vorgeschichten der Konferenz, 15 Täterperspektiven auf die Konferenz und ihr Thema, 15 Historiker-Expertisen, 15 Ansätze, offene Fragen zu klären. Der biografische Ansatz schafft zudem die Anknüpfungspunkte, welche die Darstellungsform Theater benötigt, indem er die Konturen der Personen erarbeitet, die auf der Bühne repräsentiert werden. Das Historikerlabor begreift hier Kunst und Wissenschaft als Einheit. Es nutzt die klassischen Methoden der zeithistorischen Forschung, um Stoffe und Figuren für das Dokumentar-Theater zu generieren – zugleich werden die klassischen Formen des Dokumentar-Theaters zum Mittel der angewandten Forschung.

Damit entwickelt das Historikerlabor das Genre Dokumentar-Theater weiter. Die Auseinandersetzung mit Geschichte geschieht im Hier und Heute, auf der Bühne, vor den Augen des Publikums. Vergangenes wird vergegenwärtigt, Sachverhalte und Zusammenhänge werden verlebendigt und erfahrbar. Dem Publikum wird dabei keine fertige Interpretation der Geschichte geboten, vielmehr wird es selbst Protagonist des historiografischen Prozesses – es muss die Interpretation der ihm angebotenen Quellen selbst leisten, muss das Bild der dargestellten historischen Situation selbst zeichnen.

Das Amalgam aus historischer Analyse und künstlerischer Präsentation entfaltet beim Publikum nachhaltig Wirkung, wie die Publikumsgespräche immer wieder zeigten. Das Maxim-Gorki-Theater entschloss sich, das Stück 2012 in sein Programm aufzunehmen. Die Historiker-Darsteller verstetigten diese Art der Geschichtsvermittlung und Gedenkarbeit und nutzen sie als Mittel der historisch-politischen und der kulturellen Bildungsarbeit. Dazu wurde der Verein Historikerlabor e.V. gegründet. Sein Ziel ist es, historische Forschung, Vermitteln und Gedenken zu verbinden



*Aufführung des Dokumentar-Theaters „Die Wannsee-Konferenz“ am 14. September 2012 im Maxim-Gorki-Theater*

und damit ein möglichst breites Publikum anzusprechen. Der Verein versteht sich dabei als Plattform für Geschichtsprojekte aller Art, ausdrücklich auch abseits des Dokumentar-Theaters. Zunächst jedoch wird letzteres zu einer Trilogie ausgebaut, die sich mit der Verfolgung der „Untermenschen“ durch die Nationalsozialisten beschäftigt. Berichtete „Die Wannsee-Konferenz“ von der Verfolgung und Ermordung der Juden, so beschäftigte sich das Nachfolgeprojekt im Mai 2014 mit der „Hungerplan-Konferenz“, dem nationalsozialistischen Plan, einen großen Teil der sowjetischen Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg verhungern zu lassen, um die Nahrungsmittel und Rohstoffe der Sowjetunion für Deutschland nutzen zu können. Im Februar 2015 wird schließlich ein Dokumentar-Theater zur Verfolgung und Ermordung der Sinti und Roma durch die Nationalsozialisten aufgeführt werden.

Für die beiden jüngeren Stücke wurden bzw. werden in Zusammenarbeit mit Schulen begleitende pädagogische Programme konzipiert. In ihnen erschließen sich insbesondere Schulklassen mit der bewährten Arbeitsweise des Historikerlabors historische Phänomene, die sie als Dokumentar-Theater oder in anderer Form Klassenkameraden, Eltern und anderen Interessierten präsentieren.

Das Historikerlabor steht hier noch am Anfang seiner Arbeit. Mittelfristig ist die Erarbeitung didaktischer Module zu verschiedenen Themen der Zeitgeschichte geplant, die unabhängig von der Vermittlungsform Dokumentar-Theater mit außerschulischen Lernorten in Berlin entwickelt werden sollen. Ihnen soll das Motto des Historikerlabors „Forschen – Darstellen – Erinnern“ gemein sein sowie die partizipative Methode, welche die Projektteilnehmer ebenso wie ihr Publikum in einen gemeinsamen Forschungsprozess involviert, der selbst Teil der gedenkenden Präsentation ist. Das Historikerlabor ist hier für Anregungen aller Art ebenso wie für die Mitarbeit Interessierter offen. Als gemeinnütziger Verein möchte es zudem seinen Mitgliedern, aber auch Dritten, welche die Ideen und Ideale des Historikerlabors teilen, als Träger zur Verwirklichung eigener Projekte dienen.

Historikerlabor e.V., Birkbuschstraße 17, 12167 Berlin,  
kontakt@historikerlabor.de, www.historikerlabor.de

*Ralf Meindl und Christian Tietz*

*Dr. Ralf Meindl ist Historiker und Vorsitzender des Historikerlabors. Christian Tietz ist als Regisseur und Historiker Projektleiter des Historikerlabors für Dokumentar-Theater-Projekte.*

## US-AMERIKANISCHE ANTI-NAZI-FILME

### Beispiele ihrer Synchronisation im deutschen Nachkriegskino

Interesse an einem Projekt? Motiviert durch Dokumentarfilme wie „Nacht und Nebel“ oder Spielfilme wie „Casablanca“ könnte ich mir ein Projekt vorstellen, welches angesichts des bevorstehenden siebzigsten Jahrestags der Befreiung die filmische (Nach-)Verarbeitung des Faschismus, schwerpunktmäßig durch die USA, thematisiert. Der Arbeitstitel wäre: „US-amerikanische Anti-Nazi-Filme. Beispiele ihrer Synchronisation im deutschen Nachkriegskino.“

Anlässlich der Berlinale 2014 wurde der Dokumentarfilm „German Concentration Camps Factual Survey“ gezeigt. Teile des Films wurden erst 1984 auf der damaligen Berlinale und in einer TV-Dokumentation in Auszügen gezeigt. Das Filmmaterial entstammt größtenteils Aufnahmen, welche die britischen Truppen im April 1945 bei der Befreiung des Konzentrationslagers Bergen-Belsen machten. Diese Bilder verschwanden unmittelbar nach Kriegsende in den Archiven. „Im beginnenden Kalten Krieg sollten die Deutschen mit den von ihnen verursachten Morden nicht weiter konfrontiert werden. Für den Wiederaufbau brauchten die Besatzer die Sympathien der Bevölkerung, eine weitere Demoralisierung erschien ihnen im Wettlauf mit der Sowjetunion als kontraproduktiv.“

Kurz vor der Befreiung, im März 1945 kam einer der letzten Anti-Nazi-Filme aus Hollywood in die US-Kinos: basierend auf der Erzählung „Hotel Berlin“ von Vicky Baum schilderte der gleichnamige Film unterschiedlichste Schicksale, vom Zufall zusammengeführt, den absehbaren Kriegsausgang vor Augen: ein entfloher KZ-Häftling, eine führertreue Empfangsdame, Schauspieler, Mitglieder des Widerstands, Gestapo-Männer. Die sich eng am Original orientierende, deutsch synchronisierte Erstaufführung war erst ab Februar 1977 in den deutschen Kinos zu sehen.

Schätzungen zufolge sind in Hollywood seit 1937 (verstärkt ab 1939) bis 1946 mehr als 200 Anti-Nazi-Filme produziert worden. Die Qualität war extrem unterschiedlich. Berühmt sind Filme wie „Notorious“ (damaliger deutscher Verleihtitel „Weisses Gift“), „Casablanca“ und „Foreign Correspondent“ (damaliger deutscher Verleihtitel „Mord“). Bis weit in die 1970er Jahre wurden diese Filme in einer „entnazifizierten“ deutschen Synchronfassung in den Kinos gezeigt. In „Notorious“ wird dem deutschen Zuschauer eine Geschichte von Gangstern und Rauschgift erzählt, im Original geht es um geflüchtete Nazis in Südamerika und Uranerz. In „Casablanca“ (Original 1942, deutsche Fassung 1952) waren alle Szenen mit Major Strasser und anderen Nazis herausgeschnitten worden. Auch die Szene, als die Deutschen „Die Wacht am Rhein“ anstimmen und von französischen Patrioten mit der Marseillaise niedergesungen werden, fehlte. Victor László wurde zu Victor Larsen, einem norwegischen Atomphysiker, der die rätselhaften Delta-Strahlen entdeckt hat. Captain Renault wurde in Monsieur Laporte umbenannt und war nun ein Mitglied der Interpol. In „Foreign Correspondent“ werden dem deutschen Zuschauer in der Synchronisation harmlose Nazi-Spione präsentiert. Die für das angedachte Projekt relevanten Filme sind nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Konvolut von den mehr als 200 Filmen. Diese wurden und werden salopp unter dem Titel „Hollywood und die Nazis“ seit dem Ende der 1970er Jahre katalogisiert und sowohl im Fernsehen als auch in Programmkinos originalgetreu restauriert gezeigt.

In einem ersten Kapitel müssten die Genesis und die Rahmenbedingungen der beispielhaft zu dokumentierenden Filme gezeigt werden, damit die politischen, sozialen und künstlerischen Entstehungsbedingungen dieser Filme in den USA seit Anfang der 1940er Jahre transparent würden. Dabei gibt es Trouvaillen, welche noch heute frappieren, wie „My mission to Moscow“ (USA 1941). Konträr dazu heute die Einlassungen, mit denen Hollywood der Kollaboration mit den Nazis bezichtigt wird. „Collaboration“ hat der Historiker Ben Urwand sein Buch über Hollywoods Verhältnis zu den Nationalsozialisten genannt.



Szenenfoto aus „Casablanca“ (USA 1942), Regie: Michael Curtiz

In einem zweiten Kapitel könnte die Situation Hollywoods in der McCarthy-Ära nachgezeichnet werden (nicht nur Woody Allen hat dazu einen Film gemacht), heute noch in Erinnerung die Hollywood-Ten mit Humphrey Bogart und Lauren Bacall. Aber auch der Film „Salz der Erde“ von Bibermann, dessen Protagonistin in den damaligen USA Berufsverbot erhielt. Bertolt Brecht lud sie ins Berliner Ensemble ein. Es sind aber auch Dashiell Hammett (sein „Red Harvest“-Roman heute noch zielführend zum Verständnis von Politik und Bauindustrie) und Lilian Hellman, die mit ihrem Buch „Zeit der Schurken“ einige Einblicke in das Verhalten von Hollywood-Schauspielern der McCarthy-Ära lieferte. Flankiert ist dieses Kapitel von den Rahmenbedingungen des „Kalten Krieges“. Faszinierend dazu, als ein Beispiel, der Film „Atomic Cafe“. Der „Kalte Krieg“ formiert den Hintergrund der Zeit seit 1945, die von Alfred Polgar lakonisch erinnert wird: „Viele nämlich, die unter dem Regime des Hakenkreuzes auf einflussreichen Posten saßen, sind von ihren Stühlen nur aufgestanden, um sich selbst Platz zu machen“. Auch hier ist das Verständnis zu finden, weshalb beispielsweise „Casablanca“ in der deutschen Synchronisation zu einer harmlosen Tändelei mutierte.

In einem dritten Kapitel werden Filme stehen, welche im Nachkriegsdeutschland sich um eine adäquatere Sicht der Zeit von 1933-1945 bemühten. Es gibt viele Schauspieler/Regisseure/Theatermacher, die dem Faschismus entkommend in Hollywood Fuß zu fassen versuchten. Die Literatur dazu ist zahlreich. Manche kamen zurück und versuchten eine Verarbeitung wie Fritz Kortner („Der Ruf“) und Peter Lorre („Der Verlorene“). Etliche andere Filme wie „Ehe im Schatten“ sind bekannter. Diffizil wird das Thema dann mit der Tatsache, dass „in der Adenauer-Ära aus den Thomas-Mann-Verfilmungen alle jüdischen Konnotationen getilgt“ wurden (NZZ vom 30. November 2013, S. 25). Zu diesem Thema ist fachlicher Beistand durch die Stiftung Deutsche Kinemathek sicherzustellen. Oben genannte Themenschwerpunkte sind Vorschläge. Meine Beharrlichkeit ist vorhanden.

*Alexander B. Voegele*

*Alexander B. Voegele ist Mitglied des Aktiven Museums, „Ökonom, begeisterter Kinogänger und renitenter Kenner des Neo-Liberalismus“.*

## **PUBLIKATIONEN DES AKTIVEN MUSEUMS**

zu beziehen über die Geschäftsstelle

### **Stumbling Stones in Berlin. 12 Neighborhood Walks**

Berlin 2014

12,00 Euro

### **Stolpersteine in Berlin. 12 Kiezspaziergänge**

3. Auflage, Berlin 2014

12,00 Euro

### **Letzte Zuflucht Mexiko. Gilberto Bosques und das deutschsprachige Exil nach 1939**

Berlin 2012

20,00 Euro

### **Gute Geschäfte. Kunsthandel in Berlin 1933-1945**

3. Auflage, Berlin 2013

20,00 Euro

### **Final Sale. The End of Jewish Owned Businesses in Nazi Berlin**

Berlin 2010

5,00 Euro

### **Ohne zu zögern... Varian Fry: Berlin – Marseille – New York**

2., verbesserte Auflage, Berlin 2008

20,00 Euro

### **Vor die Tür gesetzt. Im Nationalsozialismus verfolgte Berliner Stadtverordnete und Magistratsmitglieder 1933–1945**

Berlin 2006

5,00 Euro

### **Haymatloz. Exil in der Türkei 1933–1945**

Berlin 2000

20,00 Euro

CD-ROM 5,00 Euro

### **1945: Jetzt wohin? Exil und Rückkehr ...nach Berlin?**

Berlin 1995

10,00 Euro



# **AKTIVES**MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14  
10785 Berlin

[www.aktives-museum.de](http://www.aktives-museum.de)

Tel 030 · 263 9890 39

Fax 030 · 263 9890 60

[info@aktives-museum.de](mailto:info@aktives-museum.de)